

David Goldsworthy

Tom Mboya. The Man Kenya Wanted to Forget

Heinemann, Nairobi, London und Africana Publishing Company, New York, 1982, 308 S., £ 13.00

Das Blättern in alten Zeitungen belehrt über die Vergänglichkeit von Politikerruhm: International Herald Tribune, Le Monde, Times, Moudjahid erschienen Anfang Juli 1969 mit Schlagzeilen, die voraussetzten, daß ihre Leser wußten, wer Tom Mboya ist. Die Ermordung des seinerzeitigen kenyanischen Planungsministers durch den Autohändler Njenga, der Prozeß des Mörders und die Spekulation über den Hintergrund der Frage des im November 1969 gehenkten Njenga im Polizeiverhör (»Why pick on me? Why don't you go out and get the big man?«, vgl. Times, 3. 9. 1969) erregten beträchtliches Aufsehen. Heute ist Mboya jedenfalls in der außerafrikanischen Öffentlichkeit fast vergessen – nicht so in Kenya, wie der Untertitel dieser Biographie richtig unterstellt. Äußerlich zeugen hiervon Straßennamen in Kenyas Städten, wichtiger ist, daß wesentliche Akteure der damaligen politischen Szene – und unter ihnen mag der »big man« sein, von dem der Mörder gedungen sein wollte – noch heute führende Positionen in Kenya bekleiden.

Goldsworthy, Politologe in Melbourne, versucht nicht, das Kriminalstück zu lösen, wenn auch seine Ausführungen indirekt auf eine bestimmte Personengruppe hindeuten. Nicht deswegen verdient das Buch aber hier Erwähnung, sondern als an einer Person festgemachte Studie zur Geschichte Kenyas in den fünfziger und sechziger Jahren, die exemplarische Züge aufweist für koloniale und postkoloniale Probleme in Afrika im allgemeinen, vor allem: für Probleme, Versuchungen, Möglichkeiten, denen sich ein Individuum gegenüber sieht, das als Angehöriger einer schmalen Elite (in die der frühere Gesundheitsinspektor Mboya sich selbst hineingearbeitet hat) Politik in dem von Widersprüchen geprägten Kontext Afrikas treibt. Das tribale Element-Mboya der Luo, konkurrierend und kooperierend mit den Kikuyu-Politikern, von Proporzern profitierend, aber auch bis zum Exzeß bekämpft von einem anderen Luo, nämlich Oginga Odinga; die Behauptung, Sozialist zu sein, bei extremer Ermutigung des privaten Sektors und enger Kooperation mit ausländischem Kapital; die Sympathie des Panafrikanisten und Anti-imperialisten Nkrumah und der Vorwurf, CIA-Agent zu sein; der Haß des britischen Gouverneurs Baring, der Mboya die Moral eines Affen zuspricht, und der Versuch der britischen Regierung, Mboya als Nachfolger Kenyattas aufzubauen; die Wendigkeit des im Alter von 38 Jahren Ermordeten, der dennoch eine schon rund 17jährige politische Karriere hinter sich hatte, nationaler und internationaler Gewerkschaftsführer, Justizminister, Planungsminister war und dessen weiterer Aufstieg trotz seiner Jugend vielen unvermeidlich schien – alles dies sind Fakten und Vorgänge, die ein grelles Licht auf spezifisch afrikanische Probleme, Chancen und Risiken werfen. Mag Mboya nun der Lech Walesa Kenyas (wie ihn Keith Kyle jüngst in einem verqueren Vergleich genannt hat)¹

¹ London Review of Books, 7. Juli 1983, S. 13.

oder die Inkarnation des Neokolonialismus gewesen sein (als die ihn die Linke in Kenya sah und sieht) – daß beide Apostrophierungen zustande kamen und wie das geschehen kann, ist das Interessante. Goldsworthy macht es verständlich und bietet gut recherchierte, oft spannend geschriebene Lektüre.

Philip Kunig

Helga Walter

Das Selbstverständnis des modernen Algeriens – Die historisch-nationalen und islamischen Elemente

Schriften zum Staats- und Völkerrecht, Bd. 14, Verlag Peter Lang, Frankfurt/M, Bern, New York, 1983, 206 S., sFr. 51,—

Algerien stellt im Prozeß der Entkolonisierung und Verselbständigung einen besonderen Fall dar; denn es war schwerer von der Fremdherrschaft betroffen worden, als irgend ein anderes kolonisiertes Land. Die Franzosen betrieben in Algerien seit der Besetzung 1830 eine systematische Politik der Eingliederung in die französische Metropole, sie wollten Algerien zum Bestandteil Frankreichs selber machen. Dies führte zu einschneidenden, diskriminierenden Maßnahmen gegenüber der algerischen Bevölkerung. Der französische Akkulturationsprozeß, d. h. die massive Franzöisierung des Landes sollte die Algerier kulturell assimilieren, wurde aber von ihnen als äußerste Gefährdung ihrer Identität empfunden und von Frantz Fanon als systematische Entmenschlichung bezeichnet.

Algerien erlebte mit dem Einmarsch der Franzosen einen grundlegenden Bruch in seiner historischen und politischen Kontinuität. Die französische Eroberung führte, wie die Autorin näher darstellt, zu einer der größten Tragödien der Zeitgeschichte. Sie bedeutete für Algerien den Verlust politischer Eigenständigkeit, Stagnation seiner Eigenentwicklung in politischer, wirtschaftlicher und insbesondere kultureller Hinsicht. Am schwersten aber wog die Tatsache, daß die französische Kolonisierung die Gefahr des Verlustes der nationalen Identität des algerischen Volkes heraufbeschworen hatte.

Von französischer Seite wurden zur Rechtfertigung für die Okkupation Algeriens zwei äußerliche Gründe angeführt, und zwar einmal als völkerrechtliche Vergeltung wegen Beleidigung des französischen Konsuls (*casus belli!*) und als »Notwendigkeit, den algerischen Sklavenhandel zu unterbinden, welcher ausgehend von einem von Seeräubern besetzten Niemandsland, der christlichen Völkergemeinschaft schade«. Frankreich behauptete also, daß Algerien zu der Zeit eine »terra nullius«, also kein Staat und Völkerrechtssubjekt gewesen wäre, und wollte damit zumindest auch seine Schuld im völkerrechtlichen Sinne ausräumen. Der wirkliche Grund für die Invasion lag aber zweifellos auf anderem Gebiet: Nach den militärischen Niederlagen und den kolonialen Mißerfolgen war es für Frankreich wichtig, das verlorene Prestige zurückzugewinnen, und dafür war ihm der Griff nach Algerien gut.